

ANTON ANTWEILER

## Streik

Es genügt nicht, daß man den Streik, den die Industriegewerkschaft Metall am 1. 5. 1963\* entfesselt hat, mißbilligt oder über ihn empört ist. Man muß vielmehr zu verstehen suchen, wieso er überhaupt ausbrechen konnte. Man wäre voreilig, wollte man von Unvernunft oder Unrecht sprechen. Das ist erst erlaubt, dann aber auch notwendig, wenn sich herausstellt, daß dem so ist. Das aber setzt voraus, sich über die Gründe des Streikes klarzuwerden, die am einleuchtendsten sein werden, wenn sie auf *einen* Grund zurückgehen.

Kaum ist damit zu rechnen, daß dieser Grund offen zutage liegt. Man wird sich allmählich an ihn heranarbeiten müssen. Das geschieht am besten, indem man vom vorweisbaren Grund zum vermuteten und von ihm zum wahrscheinlichen Grund vorstößt. Mehr als wahrscheinlich wird man ihn nicht machen können, weil es sich bei dem Streik um ein Tun sehr vieler Menschen handelt, die jeweils nicht aus gleichen Gründen – also nicht bloß aus einem Grund – handeln.

Dennoch darf man es nicht unterlassen, nach dem Grund zu suchen, weil es mörderisch und selbstmörderisch ist, es nicht zu tun, davon abgesehen, daß es auch unmoralisch ist.

1. Der vorweisbare Grund besteht jedenfalls nicht aus der Not um das tägliche Brot, aus der Sorge für den nächsten Tag. Wo die Arbeiter so kurz arbeiten, wie es vor 50 Jahren noch als utopisch erschien, wo sie in großen Scharen mit dem Auto zur Arbeit fahren, so daß die Werke beträchtlich viel Gelände für das Parken bereitstellen müssen, wo sie mit Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erholung gut versorgt sind, kann man keinesfalls die Fäuste ballen, über Blutsauger herfallen und auf das Mitgefühl und die Zustimmung der Mitmenschen rechnen.

Vorgewiesen wird vielmehr nur der Streit um die Zuwachsrate und das Sozialprodukt. Über beides läßt sich in der Tat streiten, besonders

---

\* Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Artikel wurde vor genau zehn Jahren geschrieben. Nach den jüngsten Ereignissen – Fluglotenstreik, wilde Streiks in mehreren deutschen Unternehmen –, ist er heute wie eh und je von bedrückender Aktualität.

dann, wenn es sich nicht um das schon Erreichte, sondern um das noch zu Erwartende handelt. Auch darüber läßt sich sinnvoll streiten, wieviel vom gegebenen Sozialprodukt den einzelnen Gruppen zufallen soll.

Das aber darf keineswegs dazu führen, daß man, weil man nicht einig wird, die Wirtschaft eines ganzen Volkes gefährdet, und das heißt, die Unbeteiligten und Wehrlosen schädigt. Wenn es trotzdem dazu kommt, dann muß man sicher sein, daß man sich deswegen nicht einigt, weil mindestens einer sich nicht einigen will. Und das muß seinen Grund haben. Er ist nicht vorweisbar, kann aber vermutet werden.

2. Der vermutete Grund ist nicht einheitlich wie der vorweisbare, sondern ein Bündel von Gründen, die freilich nahe zusammengehören. Sie lassen sich als eigengesteuerte und fremdgesteuerte unterscheiden.

Die eigengesteuerten sind solche, die man anerkennt, ob man sie nun selbst ausgedacht und wirksam gemacht hat oder nicht; die fremdgesteuerten sind solche, bei denen es nicht wichtig ist, ob man weiß, daß sie von anderen herkommen, sondern nur, daß man ihnen folgt.

Zu den eigengesteuerten gehören der Kampf um die Macht, der Rausch des Diktators und die Gier des Blutleckens.

Der Kampf um die Macht geht darum, zu entscheiden, wer letztlich bestimmt. Man will am Ende des längeren Hebelarmes sitzen, am Schreibtisch mit dem Schaltknopf. Man will das auskosten, indem man sich aller Mittel moderner Organisation bedient; man arbeitet nicht mit Steinen und Knüppeln, sondern mit Rechenmaschinen und Tiefenpsychologie. Dann aber, wenn man sich vorbereitet glaubt, will man entscheiden, allein entscheiden, den anderen in die Knie zwingen. Danach streben konzentriert diejenigen, die an der Spitze sind, und diffus diejenigen, die ihnen folgen. Man will nicht zu denjenigen gehören, die sich immer von anderen müssen sagen lassen, was vernünftig, was sachgerecht, was ausgewogen ist; man will es endlich auch einmal selbst tun, und wenn man dazu keine Gründe vorbringen kann, will man wenigstens die Macht haben, auch einmal ins Große und Augenfällige hinein zu handeln, damit alle horchen, staunen, aufschrecken, zittern.

Dann wird rasch der Kampf um die Macht zum Rausch des Diktators. Man will entscheiden. Man will, daß die anderen sich fügen. Bei den oberen Funktionären ist es schon dies, daß sie sehen, wie sehr der Apparat funktioniert, wie man herhört, wie man ausführt und immer wieder nach neuen Weisungen fragt. Noch mehr ist es der Rausch, zu erleben, wie die anderen fassungslos werden, verstört sind und entsetzt.

Bei den Ausführenden, den Streikenden an der Front, äußert sich der Rausch, daß sie nun bewachen dürfen, was ihnen nicht gehört; daß sie diejenigen wegjagen dürfen, die mit ihnen nicht gleichgesinnt sind; daß sie solchen, die ihnen sonst Jahr um Jahr und Arbeit für Arbeit als Vorgesetzte überlegen waren, den Eintritt verwehren und sie mit »Du« verhöhnen dürfen; daß sie, wenn es ernst wird, auch prügeln dürfen und ihre Fäuste auf den Leibern der anderen verspüren dürfen.

Daran entzündet sich und darin äußert sich die Gier des Blutleckens. Das braucht nicht wirkliches Blut zu sein. Es reicht schon hin, wenn man verspüren kann, daß man andere empfindlich trifft, in ihrem Arbeitsplan, in ihren geschäftlichen Verbindlichkeiten, in ihrer Auffassung von Ordnung und Pflicht. Es ist zutiefst befriedigend zu wissen, daß man einen anderen langfristig schädigen kann, auch ohne daß man Fenster zertrümmert oder Schienen aus den Straßen reißt.

Kampf, Rausch und Gier können sich darin vereinen, daß man weniger gegen diejenigen kämpft, die man als Gegner bezeichnet, und um das, was man angibt, sondern um die Zukunft; daß man die Gesellschaft, die Ordnung, die Wirtschaft, ja auch die Menschen anders haben will und daß man früh genug vorsorgt, dann an nicht zu niedriger Stelle zu stehen. Dann ist der Streik nur Vorwand und Augenpfeffer.

Dann aber ist es leicht möglich, daß die eigengesteuerten Gründe fremdgesteuert sind, sei es ursprünglich, sei es zum Teil. Solche Fremdsteuerung ist nicht ungewohnt, weder im Politischen noch im Wirtschaftlichen. Im Politischen handelt es sich um Imperialismus – wie immer er sich auch nennen mag und welcher Farbe er sich bediene; im Wirtschaftlichen darum, Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, wozu jedes Mittel recht ist.

Offen genug wird von Kampfabstimmung gesprochen, und worüber »abgestimmt« werden soll, ist eben die Macht, wobei es dem einzelnen nicht klar zu sein braucht, ob mit Geld primär Einkommen oder Macht und ob mit Macht primär menschen- oder sachgerechte gemeint ist oder nicht.

3. Der wahrscheinliche Grund läßt sich aus eben dem heraus vermuten, was über den einzelnen Abstimmenden gesagt wurde: er braucht nicht zu wissen, was er wirklich denkt und weshalb er wirklich so handelt. Das gilt durch alle Stufen der Menschen hindurch: daß sie nur selten wissen, warum sie so und nicht anders handeln.

Mit wahrscheinlich soll nicht nur dies gemeint sein, daß dieser Grund sich nicht vorweisen läßt wie ein Brot oder Barscheck, sondern daß er

nur durchschimmert, aber für den, der die Augen dazu hat, erkennbar ist; und dieses soll gemeint sein, daß der Grund eben doch durchscheint, trotz aller Schleier und Zwischenschichten, und daß er als vorhanden wahrgenommen werden kann; und nicht nur das, sondern daß er auch als eigentlich wirksam anerkannt werden kann, weil er sich in das System der Erfahrungen einfügt, die man von Menschen haben kann.

Dann läßt sich sagen: der wahrscheinliche Grund ist unerwachtes Menschentum. Um das zu verdeutlichen sei gesprochen von dem Bedürfnis nach Kampf, von dem Verlangen nach Unsicherheit, von dem Mißbrauch des Rationalen und von dem Reiz des Geldes.

Vom Frieden reden wir, nach Frieden verlangen wir, für den Frieden bringen wir manches auf: wir bezahlen die ungeheuerliche Rüstung, wir unterhalten die UNO mit ihren vielen Untergruppen von Verwaltern, Ratgebern und Fachleuten. Wir wünschen, unser Geld friedlich ausgeben zu können und beschwerten uns über Störenfriede. Auch im Religiösen können wir den Idealzustand nicht anders schildern, als daß wir – unter verschiedenen Bildern – sagen, er sei eitel Friede. So sehr es uns, durch verschiedene Schichten hindurch, mit dem Frieden ernst ist, so sehr bleibt es dennoch wirklich und wahr, daß wir mindestens zeitweise den Kampf wünschen. Wir genügen dem im Spiel als Wettkampf, in der Wirtschaft als Wettbewerb, im Schönegeistigen und Geistigen als Belohnung mit Titeln, Ehren, Einkünften. Aber das alles genügt nicht, vielen nicht, vielleicht fast allen nicht. Sie brauchen Gegner, gegen die der Kampf ernsthaft ist, gegen die man sich erbozen kann, über die man sich entrüsten muß, gegen die aufzustehen heilige Pflicht des Standes, des Glaubens, der Überzeugung, der Menschlichkeit ist. Um so höher recken wir uns, wenn wir sicher zu sein glauben, daß es gegen Bösewichter geht, gegen Feinde des Friedens, der Ehre, des Wohlstandes, des Fortkommens, der Gesundheit, des Eigentums, des Lebens. Noch mehr ist zu sagen: uns überfällt die Lust, zu lähmen, zu zerstören. Zu lähmen die Beweglichkeit des anderen als einzelner oder als Gesamtheit, etwa im Verkehr; den Ablauf des Tages, der Woche, des Berufes, der Neigungen; den Mut zu leben und das Vertrauen zu den anderen; den Glauben an den Sinn des Daseins und das Ziel des Geschehens. Zu zerstören die Habe und die Gesundheit, die frohe Miene und das fröhliche Tun, die herzliche Gemeinschaft und die liebende Zugehörigkeit; die Brücken über Schluchten und den Ausblick in die Ferne; die zarten Wurzeln der Hoffnung und die empfindlichen Blüten der Zuneigung, um sicher zu sein, daß keine Früchte reifen werden; das Ergebnis eines langen Lebens oder einer einmaligen Eingebung oder besonderer Hingabe oder unver-

brüchlicher Treue oder beharrlicher Anstrengung. Fast sieht es so aus, daß, je mehr die Zeit nach Frieden aussieht, um so versucherischer der Drang nach Krieg und Zerstörung aufschnellt.

Das Verlangen nach Unsicherheit ist ebenso paradox, aber ebenso wirksam wie das Bedürfnis nach Kampf. Wir in Deutschland sind, wenigstens auf den ersten Blick hin, gegen alles gesichert, was man früher, noch vor wenigen Jahren, fürchtete. Wir brauchen weder um Nahrung noch Kleidung, weder um Gesundheit noch Arbeit, weder um Erholung während der Berufstätigkeit noch um Versorgung im Alter besorgt zu sein. Dennoch, oder gerade deswegen, gibt es solche, die es nicht lassen können, das alles aufs Spiel zu setzen. Sie brauchen es, daß sie einmal nicht zum Arbeiten gehen; daß Lohn und Gehalt nicht ausgezahlt werden; daß der Rhythmus des Tages und des Lebens unterbrochen wird; daß sie Angst davor haben, wie es weitergehen soll; daß sie gespannt darauf sind, wie sie aus dem herauskommen, was sie willkürlich herangelockt und auf sich herabgezerrt haben. Sie wollen unsicher sein und die Angst über sich rieseln lassen, freilich nicht ganz ungehemmt und bedingungslos, sondern wohl gesichert durch Verband und Streikkasse, aber eben doch anders als sonst. Wenn hinzukommt, daß man auch andere unsicher und ängstlich macht, diejenigen, denen man eines ausweisen will, und diejenigen, die in irgendeiner Form abhängig sind, dann ist es um so besser. Wollte man ins Metaphysische hinabsteigen, könnte man sagen: uns überfällt es zeitweilig, uns dessen zu vergewissern, daß wir kontingent sind, keine notwendigen Wesen, weder auf der Erde überhaupt noch im jetzigen Zustand; daß wir Angst davor haben, die uns angemessene Unsicherheit aufzugeben.

Als Mißbrauch des Rationalen könnte man schon dieses Verlangen nach Unsicherheit kennzeichnen. Aber der Mißbrauch reicht tiefer und weiter. Man behandelt, was umstritten ist, rein rechnerisch, auf Grund von Statistiken und Schätzungen, mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitsrechnung und Rechenmaschinen. Dem verfällt man deswegen so leicht, weil in uns die Organgefühle verkümmert sind, die Gefühle dafür, ob und wie und was unserem Organismus und unserem Stil zuträglich ist oder nicht. Weder achten wir auf Tag oder Nacht noch auf Sonne oder Winter; weder bedenken wir den Rhythmus unseres einzelnen Lebens noch den der Menschheit insgesamt. Verkümmert ist der Instinkt dafür, ob, was rechnerisch stimmt und geldlich ergiebig ist, auch zuträglich für uns als Lebewesen und Person ist. Zurückgefallen und unterentwickelt ist der Sinn für andere, dafür, ob wir durch unser Tun andere schädigen und ob nicht kurzfristiger Nutzen zu unseren Gunsten langfristiger

Schaden für alle, auch für uns ist. Das Rechnerische, das Rationale zu mißbrauchen, werden wir freilich auch dadurch verleitet, daß wir zu faul sind zu denken; daß wir bestenfalls zu unserem Nutzen denken, und auch das nur gelegentlich und kurzfristig; daß wir es aber ablehnen, das Geistige in uns anzunehmen, weil es anstrengt, weil es festlegt, weil es verpflichtet, weil es uns die Gier nach Genuß verleidet und den Rausch am Augenblick verdirbt.

Der Reiz des Geldes ist ein Sonderfall des Mißbrauches des Rationalen: man hat Geld genug für den Fall eines Streikes angesammelt und man widersteht dem nicht, es nicht auszugeben. Das ist wie mit dem Geld, das man für Ausflug oder Ferien mitgenommen hat – es ist Ehrensache, nichts davon wieder mitzubringen.

4. Die Ursache dafür, daß der wahrscheinliche Grund überhaupt sich bilden konnte, muß gefunden werden, wenn anders man es erreichen will, daß der Grund nicht noch einmal wirksam wird, wenigstens nicht so gewaltsam, augenfällig und weitgreifend.

Unwahrscheinlich ist es, daß wir den Hang zum Lähmen und Zerstören, zum Aufbegehren und Kämpfen ausrotten. Unmöglich ist es, das Gefühl der Unsicherheit abzuschütteln, das zuinnerst so in uns sitzt wie das Klopfen des Herzens. Unerträglich wäre es, zu verlangen, daß wir darauf verzichten, das Rationale zu gebrauchen, und undurchführbar, seinen Mißbrauch zu hindern. Und von der Verlockung des Geldes braucht nicht gesprochen zu werden. Das aber befreit nicht davon, darüber nachzudenken, wieso es kommen konnte, daß diese Gründe sich als Bündel zusammenrollten und jetzt so wirksam wurden.

Auch hierbei ist es wahrscheinlich, daß die eine Ursache, die wir suchen, sich in mehrere auffädelt. Als diese werden erkennbar mangelnde Belehrung, fehlende Erziehung, falsche Einschätzung.

Die mangelnde Belehrung geht zu Lasten aller derer, die zu belehren haben, besonders des Staates und der Kirche, die sich beide der Schule bedienen; hinzukommen die Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sowie die Organe der Belehrung in Presse, Rundfunk und Fernsehen. Gemangelt hat es daran, täglich darzulegen und einzuprägen, daß jeder von jedem abhängt; daß jeder Niedergang eines einzelnen zum Schaden aller ausschlägt; daß aber naturhaftes und sinngemäßes Absterben oder Ausscheiden kein Niedergang, sondern Stufe zum Aufstieg ist; daß weniger wichtig das Arbeiten, als vielmehr das Ausdenken, Planen, Steuern ist; daß die Menschen und Dinge so unübersichtlich miteinander verwachsen sind, daß der einzelne nicht übersehen kann,

worauf es ankommt; daß, je höher einer steht, er um so weniger auf Einsicht der unteren rechnen kann, er aber auch um so weniger den guten Willen und die Arbeitskraft der unteren mißbrauchen darf; daß zwar jeder Mensch das Recht auf Leben und Arbeit hat – ein ungeheuerliches Zugeständnis, dessen Tragweite die wenigsten übersehen –, aber nicht jeder das Recht, sein Leben und seine Arbeit nur nach sich selbst zu bemessen; daß Geld kein Ding, sondern nur ein Maßstab ist, der sehr dehnbar gemacht werden kann; daß »die anderen«, besonders »der Staat«, nicht Feinde sind, die man zu töten, oder Kühlschränke, die man zu leeren, sondern schlichthin unaufhebbare Bedingungen dafür, daß wir selbst sein können; daß, wer Eigenliebe für sich und seinen Verband fordert, sie jedem anderen einzelnen und Verband auch zugestehen muß; daß wohlverstandenes Interesse am Sinn für das Lebendige und Würdige gemessen werden muß; daß die Natur ihr eigenes Maß hat, das gewiß nicht das Maß des Menschen ist; daß Verhetzung verdummt und Belehrung nicht für, sondern gegen die Verdummung gegeben wird; daß Funktionäre – welcher Art auch immer – zwar für ihren Verband, aber mehr noch für das Ganze da sind; daß die Verbrüderung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu Lasten des Verbrauchers genau so eine Kartellsünde ist wie die heute üblichen Kartellsünden; daß weder die Arbeitgeber noch die Arbeitnehmer für sich da sind, sondern für den Dienst an den anderen, den sie mit Recht honoriert sehen wollen; daß man die Kuh nicht schlachtet, die man melken will, und daß man den Strick, den man zur Arbeit braucht, sich nicht um den Hals legen soll. Weder der Staat noch die Kirche, weder die Minister noch das Parlament, weder die Presse noch der Rundfunk haben dem genügt, das an Wissen einzuprägen und an Verhalten zu fordern, das notwendig ist, wenn wir wollen bestehen bleiben und nicht eine Wunde am Körper der Menschheit aufreißen. Wenn, wie ein Bundestagsabgeordneter einmal sagte, die Parlamentarier Spezialisten für das Allgemeine sind, so haben sie das nicht den Wählern deutlich werden lassen, besonders denen nicht, die schwer von Begriff und hart von Herzen sind. Wenn Überlegenheit in Überheblichkeit und Klugheit in Gerissenheit entartet, kann man das nur verachten und muß man die Hoffnung aufgeben. Fehlende Erziehung zur Rücksicht ist ein weiterer durchlaufender Faden im Strang der Ursache. Was man in der Familie beginnt, muß in Schule, Beruf, Staat, Menschheit fortgesetzt werden: jeden darauf hinzuweisen, daran zu gewöhnen und dazu zu zwingen, möglichst oft daran zu denken, daß er nicht allein da ist, daß er von anderen abhängt, daß er für die anderen beizutragen hat. Nicht erst dann darf das ein-

setzen, wenn der Schaden offensichtlich und meist nicht mehr ausgleichbar ist, sondern so früh, daß kein Schaden auftreten kann. Utopisch wäre es, zu glauben, das ließe sich verwirklichen. Aber man muß es erstreben. Das gilt für Lärm und Schmutz, für Spiel und Arbeit, für Erholung und Urlaub, für Gewohnheit und Recht. Am Lärm und Staub, am Schmutz in Luft und Wasser, an Krankheitserregern in Lebensmitteln und Arzneimitteln wird uns deutlich, wie gefährdet wir sind, wie leichtsinnig gehandelt und verantwortungslos unterlassen wird. Keineswegs ist es schwer, die Grundregel aufzustellen: bei allem, was man tut, überlegen, wie es auf andere wirkt, insbesondere, ob es ihnen schadet. Wiederum ist es utopisch zu glauben, man könne alles überschauen, was aus einer Handlung folgt. Aber nicht utopisch ist es, das in dem Maße zu tun, als es möglich ist, und, was möglich ist, ist auch notwendig, nicht im Sinne der Mechanik, wohl aber im Sinne der Sittlichkeit, das heißt der Menschlichkeit. Wenn der einzelne nicht von früh auf dazu angehalten wird, an andere zu denken, kann man ihm nicht sonderlich verargen, wenn er im großen Haufen rücksichtslos und zerstörerisch wird. Schon damit hat es zu beginnen, daß man mit seinen Gelüsten und Launen fertigzuwerden hat. Es ist eine sträfliche Unterlassung, wenn Staat und Kirche nur deswegen nicht warnen und hindern, weil sie fürchten, daß Steuern ausfallen und die Beliebtheit gemindert wird. Was an Steuern ausfallen würde, wenn man sich richtig verhielte, wird um ein Vielfaches durch den Schaden übertroffen, der irgendwann eintritt, wenn man nicht eingreift. Was man an Beliebtheit verliert, ist oberflächlich und flüchtig, gegenüber dem, was an Vertrauen, Beständigkeit und Ehrlichkeit auf die Dauer gewonnen wird. Wesentliches fehlt in Verfassung, Recht, Gewohnheit und Lebensstil, wenn eine kleine Gruppe imstande ist, rechtens das ganze Gefüge des Volkes zu erschüttern, den Wohlstand zu gefährden, den Zusammenhalt zu zerbrechen; wenn der Staat tatenlos zusieht, obwohl er doch dafür da ist, für das Ganze zu sorgen und die Unkundigen, Wehrlosen und Gutgläubigen gegen solche zu schützen, die ihre Wegelagerer in legalen Formen betreiben. Die Wegelagerer pochen auf ihr Recht und kümmern sich nicht darum, das ungeschriebene und wichtigere Recht der anderen zu zertrampeln; sie sind außerdem dumm, indem sie diejenigen berauben, von denen sie leben. Weder ist der Kunde für den Arbeitnehmer und Arbeitgeber da, noch diese beiden für den Kunden, sondern alle sind füreinander da, und können nur miteinander gedeihen. Das sollte schon aus Klugheit beachtet werden, muß aber von der Rücksicht auf den anderen unterbaut und getragen und belebt sein,

die man im Christentum die Nächstenliebe zu nennen pflegt. Weder soll der Fußgänger den Autofahrer fürchten noch dieser jenen; was am Verkehr ablesbar ist und allmählich den vielen aufdämmert, die das noch nicht gewußt haben, ist nur ein dünnes Beispiel und winziger Teil aus dem, was insgesamt gilt. Alle Erzieher können nicht genug tun, um das einzuprägen, durch Wort und mehr durch Tat, nicht durch Salbadern und Quängeln, sondern durch zuversichtliche, möglichst wortlose Lebensart. Beträchtlich und bestürzend haben hier Staat und Kirche versagt.

Falsche Einschätzung endlich ist es, woraus letztlich fehlende Rücksicht und mangelnde Belehrung wuchern und wirksam werden. Man schätzt sowohl die eigene Leistung als die Bedeutung der großen Zahl falsch ein. Gewiß kann ein Apotheker keinen Düsenmotor, ein Optiker nicht eine Zuckerfabrik, ein Chemiker nicht ein Mikroinstrument bauen, und wenn sie aussetzen, kann keiner sie ersetzen und alle leiden darunter, vorausgesetzt, daß sie die einzigen sind. Aber das heißt nicht, daß jeder nur sich selbst verdankt, was er leistet. Jeder ist auf den Bauer, Müller, Bäcker, Koch angewiesen; jeder auf Energiezufuhr; jeder auf Apparate, die er nicht selbst herstellen kann; jeder darauf, daß man ihn ungestört arbeiten läßt, und darauf, daß man ihn um seiner Arbeit willen besoldet. Nur miteinander können alle gedeihen, und was der eine zeitweilig an Vorsprung gewinnt, holen die anderen bald auf, ja muß er ihnen geradezu überlassen und aufdrängen, damit er auch nur selbst etwas von dem Vorsprung hat. Die Entwicklungshilfe ist ein Beispiel großen Stils dafür. Die eigene Leistung verdankt man zum größten Teil den anderen: die verfrühten Erfindungen beweisen es hinlänglich. Man soll also nicht, weil man etwas kann, was andere nicht können, diese vergewaltigen – es ist gleichermaßen dumm und rücksichtslos. Auch die größere Zahl sollte man nicht überschätzen. Hundert Kupferpfennige gelten verabredungsgemäß so viel wie eine Nickelmark; deswegen werden aber noch nicht einmal tausend Kupferpfennige zu Nickel. Gewiß haben die vielen Gleichartigen das Recht, beachtet zu werden; aber ein Unterschied in der Zahl begründet noch keinen Unterschied in der Qualität. Tausende Soldaten ergeben noch längst nicht einen Heerführer und tausend Verkäufer noch keinen Geschäftsleiter. Heerführer sind auf Soldaten und Geschäftsführer auf Verkäufer angewiesen. Aber erst daraus, daß einer an Erkenntnis und Entschluß überlegen ist, können die anderen gewinnen und gedeihen, nicht aus sich selbst. Hundert Kurzsichtige ergeben bei weitem nicht einen Weitblickenden, und damit, daß Tausende Stiefel auf der Straße trampeln, ist nicht be-

wiesen, daß sie den richtigen Weg gehen. Es ist so unbegreiflich wie lächerlich zu glauben, daß, wenn man genug Geld verdient, um sich ein Auto kaufen zu können, man dieses Auto der eigenen Tüchtigkeit verdanke.

Dieses, auch an den anderen zu denken, setzt voraus, daß man Sinn für die Zukunft hat. Der aber ist bei erschreckend vielen unentwickelt: weder denkt man darüber nach, wie Gegenwärtiges in der Zukunft sich auswirkt, noch darüber, wie Zukünftiges jetzt schon wirksam werden muß.

Noch sind zu viele unerwacht. Noch brauchen zu viele den Rausch des falschen Kampfes, der überflüssigen Unsicherheit, des überzogenen Rechenhaften. Noch erliegen zu viele dem Glanz des Goldes, und verstecke er sich auch in der Lohntüte. Wir brauchen mehr Lebensgefühl, tiefer und weiter, mehr Vertrauen zu den anderen, mehr Mißtrauen gegen uns, mehr Glauben an unsere Verbundenheit miteinander, kurzum: mehr Menschlichkeit. Deswegen ist auch einer, der weder Wirtschaftler noch Politiker ist, berechtigt, über den Streik nachzudenken und andere zu bitten, sich seiner Gedanken anzunehmen, um zu prüfen, ob sie zutreffen. Der Streik ist nicht eine Frage der Lohntüte und des Geschäftsgewinnes, sondern ein Aufschrei unserer selbst, daß wir unterentwickelt sind in dem, was uns das Heiligste sein sollte – unser Menschentum.

5. Viele, wohl die meisten, übersehen, daß Deutschland arm ist. Weder haben wir genügend Nahrungsmittel, um uns zu sättigen, noch genügend Wolle, um uns zu kleiden. Weder haben wir genügend Bodenschätze, um das Machbare herzustellen, noch genügend Köpfe, um alles zu bedenken und zu erfinden, was dazu notwendig ist. Weder haben wir genügend Menschen, um uns gegen alle anderen durchzusetzen, noch genügend Spielraum, um beliebig viele bei uns aufzunehmen. Wovon wir leben, ist einzig Erfindung und Arbeit. Wenn die nicht mehr von den anderen gefragt werden, sind wir erledigt. Es genügt also nicht, daß wir mit dem zufrieden sind, was wir denken und herstellen, sondern die anderen müssen es sein, so sehr, daß sie bereit sind, uns von dem Ihrigen mitzugeben.

Nur Erfindung und Arbeit halten uns am Leben, und beides kann nur in gesunden Menschen gedeihen, wobei eine Grundbedingung zur Gesundheit die ist, auch den anderen nicht nur zu gönnen, sondern zu wünschen, auch Mensch zu sein.

## 6. Zum Abschluß nur noch Weniges.

Wir sollten es unterlassen, uns und anderen das unwürdige Schauspiel derer zu geben, die sich um einen erlegten Elefanten balgen, den man weder ernährt noch erlegt hat.

Keiner kann mehr ausgeben, als er einnimmt – es sei denn, daß er sich selbst abwürgen will.

Bestürzend an dem Metallarbeiterstreik ist nicht, daß man sich um Geld zankt – warum nicht, wenn es Spaß macht; wohl aber, daß es in solchem Ausmaß und mit solchen Mitteln geschieht; daß man bedenkenlos den Wohlstand und die Zukunft eines ganzen Volkes aufs Spiel setzt, aus Gründen, die eben tiefer liegen als das Geld; daß um einer Kleinigkeit willen Leidenschaften und Affekte enthemmt werden, die nur schwer wieder zu bändigen sind. Um so mehr muß bedacht und getan werden, wie man und daß man solcherlei für später unmöglich macht, weniger durch Sicherungsgesetze, als vielmehr durch ein zureichendes Lebensgefühl, das zu entfalten vor allem die Erziehung in jederlei Bereich berufen ist.

Jeder sollte jederzeit an die anderen denken und sich darüber klar sein, daß alle nur miteinander gedeihen können; daß die Menschen mehr als nur Geldverdienungsmaschinen und Genußmittelvertilger, sondern eben Menschen sind, die nicht »von selbst« werden, was sie sein sollten, deren Würde es vielmehr ist, es wollen zu dürfen.